

Magazin

«Die Bauern hören andere Musik als ich»

Schmidi Schmidhauser hört auf Er ist angetreten, um den biedereren Mundartrock aufzumischen: Nun verabschiedet sich der Musik-Charismatiker Schmid Schmidhauser von der Bühne. Was ist geschehen?

Ane Hebeisen

Der Berner Musikszene gehen langsam die alten Helden aus: Nun streicht also auch Schmid Schmidhauser die Segel. Der Vorsteher von Bands wie Stop The Shoppers, Hot DC oder Chica Torpedo will sich von der Bühne verabschieden. Zuvor begibt er sich auf eine Abschiedstournee, die am 21. Oktober 2023 in der Mühle Hunziken enden soll.

Angetreten ist er 1986 mit der Losung, den «langweilig und bieder gewordenen Mundartrock» aufzumischen. Die Mission hat er längst erfüllt. Doch müde oder frustriert wirkt er nicht einmal im Ansatz. Wir treffen auf einen Mann voller Tatendrang.

Herr Schmidhauser, sind Sie gesund und gefräßig?
Absolut. Ausser das Gehör. Das hat in den Jahren ein bisschen gelitten.

Sie haben Ihr Leben zu grossen Teilen auf Schweizer Konzertbühnen verbracht. Nun soll damit Schluss sein. Was ist passiert?
Ich mag Pro- und Kontra-Listen. Und irgendwann war im Bezug auf die Musik die Kontra-Liste einfach länger.

Was stand da zuoberst?
Ich will noch so viel unternehmen in meinem Leben. Und ich habe gemerkt, dass das Musikmachen vielem davon im Weg stehen würde. Wenn man die Musik heutzutage ernsthaft betreiben will, muss man dauernd online sein, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Da gibt es Dinge, die ich lieber tue.

Ist das der einzige Grund?
Nein, da sind eben noch meine Ohren. Ich liebe grosse Bands, ich liebe es, wenn es kracht auf der Bühne. Wenn ich so weitermachen würde, wäre der Rest meines Gehörs bald ruiniert.

Was werden Sie künftig tun?
Ich möchte Musik machen, die nicht auf die Bühne muss. Filmmusik zum Beispiel. Dann habe ich mein Leben lang geschrieben. Das möchte ich gern in eine Form bringen. Ich möchte auch mein Grossvatersein ausleben. Und dann ist da natürlich noch das Malen, das mir unheimlich Spass macht.

Büne Huber hat Sie einst als besten musizierenden Maler des Landes bezeichnet – allerdings ex aequo mit Hardy Hepp. Gibt es in diesem Genre für Sie Anerkennung, die über das Lob von Herrn Huber hinausreicht?
Es ist ein schwieriges Metier. Heute sind viele Wohnräume karg und nüchtern. Bilder finden kaum mehr Platz. Mein Malstil nährt sich aus der Comic-Kultur, ist also alles andere als sachlich. Aber ich merke immer wieder, dass es Leute gibt, die das haben wollen. Es sind sehr persönliche Sachen, die offenbar einen Nerv treffen.

Ist Malen lukrativer als Musikmachen?
Nein. Spielt man ein Konzert, geht man mit einer fixen Gage wieder nach Hause. Das ist siche-



Schmidhauser setzt nun vermehrt aufs Malen. Aktuell zeigt er seine Bilder im Casino Burgdorf. Foto: Beat Mathys

rer, als an der Vernissage Cüpli zu saufen und zu hoffen, dass der Herr Doktor, der gerade dein Bild betrachtet, später die Geldbörse öffnen wird.

Wie würden Sie Ihre Karriere in einem Satz beschreiben? Als Seitentanz stets punktgenau am Mainstream vorbei?
Das trifft es nicht schlecht. Wir schrammten immer neben dem grossen Ding durch. Und zwar mehr oder weniger mit Absicht. Trotzdem habe ich mein Publikum gefunden – wohl auch, weil ich das Glück hatte, stets mit wahnsinnig guten Leuten zusammenarbeiten zu dürfen.

Was wird überdauern?
Das kann ich nicht sagen. Schön wärs, wenn auch später noch jemand mal ein Liedli von einem singt oder irgendwo ein Bild hängt.

Dass seine Lieder weitergesungen werden, ist anzunehmen. Lo&Leduc bezeichnen sich als Fans von Schmidhausers Schaffen, vielleicht gerade auch, weil dieser chronische Charismatiker stets eigene Wege gegangen ist. Der Mann mit Jahrgang 1962 spielte auf seiner Gitarre Mani-Matter-Lieder nach, zupfte mit 13 Jahren in der Dixieland-Band The Bumblebees das Banjo, entdeckte in Jugendjahren den Blues und hatte an einem Polo-Hofer-Konzert sein Mundartrock-Erweckungserlebnis.

Bald einmal langweilte ihn der Berner Rock jedoch dermassen, dass er 1987 zusammen mit seinem Bruder die Gruppe Stop The Shoppers gründete, mit der er eine Art Mundart-Funk-Pop zusammenbosselte und emsig Sozialkritik praktizierte: «Tragt das Geld nicht zum Supermarkt, gebt es uns!», lautete ein Slogan des Revoluzzers Schmidhauser.

In seiner Küche stand Anfang der Neunzigerjahre, als die Welt noch nicht im Internet zusammengefasst wurde, ein Weltempfänger, mit dem Schmid Schmidhauser gern in die Weiten des Äthers horchte. Mit ihm stillte er seine Neugier auf das Ausserschwizerische.

Welche Rolle spielte dieser Weltempfänger in Ihrem musikalischen Werdegang?
Das war tatsächlich meine Antenne in die Welt. Ich wollte wis-

«Tatsächlich hat niemand so geklungen wie wir, aber vermutlich bloss, weil das auch niemand wollte.»

sen, wie Bands in Algerien tönen oder in Südamerika. Ich wollte immer weg vom klassischen Rock'n'Roll, den meine Generation damals hörte. Der Weltempfänger hat mir dabei geholfen. Durch ihn habe ich auch meine Liebe zur Latin-Musik entdeckt.

War das Fernweh ein roter Faden, der sich durch Ihr Leben gezogen hat?
Nicht unbedingt. Was mich und meine Bands einzigartig gemacht hat, war wohl vor allem mein etwas eigentümlicher Geschmack und die Neugier. Und meine Weigerung, Kniffe anzuwenden, die ich schon zu oft gehört hatte. Ich hasste beispielsweise immer diese gedehnten Mitsing-Refrains. Ich fand das anbiedernd.

Die radikale Abkehr von der Anbiederung war das musikalisch sehr abenteuerliche Shoppers-Debütalbum «Ornig im Land». Was hat Sie zu diesem Werk getrieben?
Es war eine Zeit, in der jede Band Musik machen wollte, die nicht klingt wie etwas, was es schon gab. Wenn bei uns im Übungsraum jemand sagte, das töne wie dies oder jenes, wurde es sofort gelöscht. Bei späteren Alben wurden wir dahingehend etwas entspannter. Doch das Album war Kult. Tatsächlich hat niemand so geklungen wie wir, aber vermutlich bloss, weil das auch niemand wollte (lacht).

Gross geworden sind Stop The Shoppers in der Hausbesetzerszene der frühen Neunzigerjahre. Wie erlebten Sie diese Zeit?

Es war – mit der Reithalle-Besetzung – eine politisch sehr aufgeladene Ära. Dabei war ich gar nicht der grosse Politik-Freak. Ich ging zwar an Demos, aber eher um Leute kennen zu lernen.

Der Name Stop The Shoppers implizierte politischen Zunder. War das also ein grosses Missverständnis?

Das nicht. Wir waren schon eine Band mit politischer Aussage, aber wir waren realistisch genug, zu wissen, dass wir damit nicht viel erreichen würden. Die Themen sind ja noch aktuell: Wir haben bis heute ein Konsumproblem. Leute kaufen viel zu viele Dinge, die sie nicht brauchen, mit allen Konsequenzen für Umwelt und das Leben in ärmeren Gegenden. Aber wenn man auf einer Musikbühne spielt, nicken einem eh alle zu. Das ist ein schwieriges Umfeld für politische Statements. Da eignen sich Bücher oder Filme besser.

Ihr Verhältnis zum Berner Rock schien stets ein ambivalentes. Als Teenie waren Sie Fan von Polo Hofer, später wollten Sie mit der Szene nichts mehr zu tun haben. Wie kam es dazu?
Moment, ich war ein Fan von Rumpelstilz, nicht so sehr von Polo Hofer, den ich jedoch als Menschen sehr schätzte. Ich mochte das Quirlige, Funkige dieser Band. Aber das Rock-Ding hat mir nie imponiert.

1994 schien der Sprung zu Ruhm und Reichtum nicht mehr weit. Polo Hofer kündigte das Album «So wie die Grosse» als «Meilenstein» an, die Plattenfirma rechnete aus, dass die Shoppers bald ähnlich gut verkaufen würden wie Züri West und Patent Ochsner. Doch es kam anders. Nur Platz 23 der Hitparade, der Höchstwert der Band. Stop The Shoppers ging als Band ohne Hit in die Berner Rockgeschichte ein.

Fuchst Sie das Prädikat No-Hit-Wonder?
Unser Schlagzeuger Andi Hug, der jetzt bei Patent Ochsner spielt, sagte immer: Berühmt? Muss das sein? Es kann sein, dass wir aus kommerzieller Sicht die Erwartungen nie ganz erfüllt haben. Aber wir haben uns auch nie sonderlich angestrengt, in die Hitparaden zu kommen. Es ging mit uns auf und ab, wie üblich bei Bands, die es nicht so machen, wie es die Welt wünscht.

Haben Sie jemals von der Musik gelebt?
Ja, aber nicht, dass ich mir eine komfortable Pensionskassenvorsorge hätte aufbauen können. Es ging, weil ich immer verschiedene Sachen gemacht habe: Ich war Produzent, Gastsänger, habe im Studio gearbeitet und das Booking für meine Bands gemacht. Und wenn gar nichts mehr ging, habe ich auf dem Bau gearbeitet.

Haben die Shoppers in der ganzen Schweiz funktioniert?
Keineswegs. Schon in Adelboden hat man uns nicht mehr ver-

standen. Wir begriffen uns als urbane Band. Auf dem Land mochte man das nicht so sehr. Ich wohne jetzt auf dem Land. Und ich kann es bestätigen: Die Bauern hören andere Musik als ich (lacht).

2004 gründete Schmidhauser die Band Chica Torpedo und sicherte sich bald den Titel des obersten Heissblüters der Stadt Bern. Wie er hier regionale Müh-sälchen und Freudchen im Cha-Cha-Cha-Takt von der Leber wischte, war meist ganz grossartig. Musikalisch abgegrast wurde das gesamte spanisch sprechende Lateinamerika – von Mexiko bis nach Kuba – mit gelegentlichen Abstechern nach Jamaika. Doch kaum einmal klang das nach purer Reminiszenz an längst Bestehendes. Chica Torpedo etablierten einen eigenständigen Dialekt in der weltweiten Tropenmusik.

Nachdem Sie in den Zweig der südamerikanischen Modetänze wechselten, trugen Sie auf einmal interessante Herrenhüte und sahen auch äusserlich aus wie ein brünstiger Latino.
(lacht) Das kam nicht von ungefähr. Ich habe ein halbes Jahr in Kuba gelebt und war infiziert von dieser Musik. Aber es war mir immer klar, dass ich eine eigene Form davon erschaffen wollte. Ein bisschen langsamer. Ein bisschen laid back, andere Textthemen. Die Latinos, die es normalerweise hassen, wenn Gringos ihre Musik spielen, fanden uns toll, weil sie merkten, dass wir etwas Besonderes und in ihren Ohren etwas Sonderbares machten.

Sie haben einmal gesagt, Sie litten am Europäer-Syndrom: «Keine Wurzeln mehr, kein Ländler mehr, also was tun?»
Damit meinte ich, dass es ein typisch europäisches Phänomen ist, verschiedene Stile verinnerlicht zu haben und diese zu vermischen. Ich finde das eine Stärke, und ich habe es genossen, mich so frei in der Musikwelt bewegen zu können.

Das erste Interview, das Sie mit dieser Zeitung führten, fand in der Brasserie Lorraine statt – dem Urort der aktuellen Debatte um kulturelle Aneignung. Wie sehen Sie diese Diskussion?
Es gibt und gab diese Aneignung und diese Plünderungen von Kulturen. Ich weiss also, wovon da gesprochen wird. Das ist vor allem dann verwerflich, wenn es wortwörtlich um Diebstahl geht und Musikschaffende nicht vergütet werden. Wenn man sich aber inspirieren lässt, den Respekt vor den Originalen bewahrt und etwas Eigenes daraus macht, sollte man das nicht dramatisieren. Kreativität soll frei bleiben, solange niemand dabei zu Schaden kommt. Wenn man diese aufgeheizte Diskussion zu ernst nimmt, wäre die logische Folge, dass man als Europäer überhaupt keine Musik mehr macht.

Beginn der Abschiedstournee von Schmid Schmidhauser & The Hasta Luegos: Casino Theater Burgdorf, Fr und Sa, 18. und 19.11., 20 Uhr. Die Ausstellung ebendort läuft bis 26. Februar 2023.